innere Sehen.

Groß

Physikalischen Zeitschrift osenbach die folgende ei- e Beobachtung mit. Wenn einem vollkommen dunklen m besten bei gut ausgeruhtem Hand vor den offenen oder nen Augen bewegt, so hat ie deutliche Vorstellung einer denVerdunklung des Gesichts- des und, was höchst merkwürdig ist, n sieht auch die Hand, ja bisweilen gespreizten Finger vor sich. Selbst enn man nur einen Finger bewegt, bemerkt man, namentlich in der afengegend des Gesichtsfeldes, die erdunklung in der Form des Fin- ers, und man kann genau unterschei- n, ob die Hand senkrecht, schräg oder agrecht gehalten wird; auch kann beim Annähern oder Entfernen Hand die wechselnde Verdunklung und Aufhellung des Gesichtsfeldes be- liebig lange beobachten.

Als Rosenbach diese Wahrnehmung n einer schlaflosen Nacht machte, war zunächst außerordentlich frappirt eine Reihe von Personen, die auf seine Veranlassung den Versuch anstellten, ohne daß sie von dem Ergebnis Kenntnis hatten, kamen selbständig zu dem- selben Resultat, obwohl sie zuerst die Frage, ob sie in völliger Finsternis ihre Hand vor den Augen sehen könn- ten, mit Lachen verneinten. Zwar können nicht alle Personen die einzel- nen Finger oder die Umrisse der Hand ganz genau sehen, aber alle ohne Aus- nahme geben an, daß sich die Ver- dunklung des Gesichtsfeldes deutlich wahrnehmen.

Da es unter den gegebenen Verhält- nissen durchaus nicht gelingt, irgend en anderen Gegenstand als die vor Augen bewegte eigene Hand zu er- en, so kann es sich nicht um ein liches Sehen, sondern nur um eine atte Gesichtsvorstellung handeln, nlaßursache die zwangsmäßige Ueber- ung der im inneren Bewußtsein Lage und Form der Hand bestim- enden Muskelgefühle auf das op- he Gebiet ist. Für diese Erklärung icht der Umstand, daß man, nach- man erst einmal auf diese Vor- ge seine Aufmerksamkeit gerichtet im finsteren Raume die Hand auch jeder anderen Stelle des Gesichts- s zu sehen glaubte, wenn auch viel ittenhafter, als wenn man sie di- vor das Auge hält. Die Sug- tion mag ja in diesem Falle auch Rolle spielen; aber jedenfalls ha- wir gerade von der Hand und r Lage im Finstern eine ebenso Vorstellung wie bei Beleuchtung, daraus folgt eben, daß die Vor- ung eines durch das Gefühl wohl atterisirten Gegenstandes untrenn- ist von der entsprechenden, aus der Erfahrung bekannten Gesichtsvorstel- lung dieses Gegenstandes. Da hier also eine Vereinigung (Association) von Gefühls- und Gesichtsvorstellung vorliegt, so nennt man in der Sprache der Psychologie einen derartigen see- lischen Vorgang associirtes inneres Sehen. Dasselbe spielt im Vorstel- lungsleben der Blinden eine wichtige Rolle, die auf Grund der Tastempfin- dung auch eine optische Vorstellung der Gegenstände sich bilden. Es wäre sehr interessant, diese Versuche an intelli- genten Blinden vorzunehmen, da bei ihnen das Ergebnis das gleiche sein müßte, wie beim normal Sehenden.

Die Verdunklung des Gesichtsfeldes durch die vor das Auge gehaltene Hand ist natürlich nicht eine wirkliche Ver- dunklung, da ein vollständig verdun- keltes Gesichtsfeld nicht noch mehr ver- dunkelt werden kann, sondern ist der Ausdruck der zwangsgemäßen, aus der ständigen Erfahrung resultirenden Schlußfolgerung, daß im allgemeinen ein fester Gegenstand sich von den an- deren Theilen des Gesichtsfeldes durch geringere Helligkeit abhebt.

Der geschilderte Vorgang zeigt aufs deutlichste, wie in der untrennbaren Einheit des normalen Bewußtseins die Erregungen der verschiedenen Sinne sich zur Einheit des Objektes zusam- menfassen; es besteht eine zwangsmäßige Verbindung des Sehapparates mit den auf dem Wege anderer Sin- nesorgane erregten Bewußtseinsge- bieten, namentlich zwischen Gefühls- und Gesichtseindrücken.

Für die ganze wissenschaftliche Er- kenntnis ist diese Eigenthümlichkeit unseres sinnlichen Wahrnehmens von großer Bedeutung. Es kann nämlich, wie Rosenbach bemerkt, in der Wissen- schaft, so trivial es klingen mag, eben- sowenig das rein subjektive Ergebnis maßgebend sein, wie das nicht genü- gend variirte objektive, das Experi- ment. Im strengsten Sinne ist nur der Vorgang wissenschaftlich festge- stellt, dessen Eigenschaften durch zweck- bewußte Uebertragung auf konstante und von allem durch den Gesichtssinn zu bewahrheitende Maßwerthe über den Zweifel hinaus objektiv fixirbar sind. Sonst ist auch beim objektivsten Beobachter die Suggestion und Ir- thumstäuschung nicht ausgeschlossen. Gerade die neuesten Mittheilungen über die mysteriösen X-Strahlen und die älteren Berichte über verwandte Vorgänge (Odwirkung, spiritistische Erscheinungen, Gedankenübertragung und so weiter) bedürfen der objektiven Bestätigung durch die photographische Fixirung oder andere Formen exakter Bestimmung. Und weil die Beobachter dieser Forderung nicht Rechnung tra- gen oder tragen können, haben sich die Mittheilungen über alle diese Probleme bisher immer nur als Objekte für die psychologische, aber nicht für die physikalische Forschung erwiesen.

Verunglücktes Schäferspiel.

Das Palais Elysee in Paris war durch die Freigebigkeit Ludwigs XV. Eigenthum der Marquise von Pom- padour geworden, die es mit großem Kostenaufwand in ein wahres Feen- schloß umwandeln ließ, in dem dann jene berühmten Feste gefeiert wur- den, von denen halb Europa bewun- dernd sprach. Dem Geschmack jener Zeit entsprechend, waren namentlich die Schäferspiele sehr beliebt, und die Marquise war im Erfinden im- mer neuer Abwechslungen uner- schöpflich. Selbstverständlich bestan- den die Schäfer und Schäferinnen nur aus Angehörigen der höchsten Aristokratie, selbst der König betheiligte sich sehr oft an diesen idyllischen Aufführungen.

Als der 15. Februar 1741, der Geburtstag des Königs, herannahte, für den die Pompadour bei dessen je- desmaliger Wiederkehr stets auf neue Ueberraschungen sann, kam ihr der Gedanke, ein Schäferspiel zu arran- giren, bei dem anstatt der bisher üb- lichen Lämmer aus Pappe und Holz wirkliche, lebende Schafe Verwen- dung finden sollten. Die Säle des Palais Elysee prangten in glänzen- dem Festschmuck, als der Tag erschie- nen war. Tausende von Kerzen ver- breiteten ein fast taghelles Licht, und während der Februarsturm draußen heulte und die Schneeflocken gegen die Scheiben trieb, herrschte in den herr- lichen Räumen drinnen zwischen den blühenden und duftenden Gewächsen eine wahre Frühjahrstemperatur.

In allen möglichen Variationen hatten die Gäste dem hohen Geburts- tagskind bereits ihre Huldigungen dar- gebracht, selbst die Götter waren vom Olymp herabgestiegen, um dem Be- herrscher Frankreichs ihre Geschenke zu Füßen zu legen. Da erschallten die Klänge von Schalmeien und Hirten- flöten; der Glanzpunkt des Festes, das Schäferspiel, begann. Ein kost- barer Vorhang that sich auf, und die Darsteller und Darstellerinnen tra- ten hervor. Die Dekorationen stell- ten eine idyllische Landschaft Arka- diens vor, und der Schlußeffekt des Stückes sollte selbstverständlich in ei- ner sinnigen Ovation für den König bestehn. Die Herren und Damen wa- ren in prächtige, aus rosa und him- melblauem Atlas gefertigte Schäfer- kostüme gekleidet, mit Hirtenstäben und Panflöten versehen und mit bunten Bändern geschmückt. Sie führten eine stattliche Herde der schönsten Schafe, die auf den Gütern der Pompadour sorgfältig ausgewählt worden waren. Man hatte die Thiere schneeweiß gewaschen, die Hörner der Widder vergoldet, sie mit farbigen Halsbändern geschmückt, so daß sie einen wundervollen Anblick boten. Ein freudiger Ausruf des Erstaunens ging durch die vornehme Gesellschaft, und mancher bewundernde Blick fiel auf die Urheberin dieser reizenden Idee, die in Glück und Schönheit strahlende Marquise.

Als die Schafe in den lichtdurch- fluteter Saal traten und die zahl- reiche Gesellschaft gewahrten, stutzten sie einen Augenblick, aber getrieben von den Schäfern, bewegten sie sich vorwärts nach der Mitte des Saales zu, wo das Spiel stattfinden sollte. Plötzlich aber hob der Leiter der Her- de, ein prächtiger Widder, den Kopf mit den gewaltigen Hörnern hoch empor, stieß ein kampflustiges Geblök aus und stürzte gesenkten Hauptes gegen einen der prachtvollen, bis zum Fußboden reichenden Spiegel. Mit gewaltigem Stoße zertrümmerte er ihn in tausend Scherben. Er hatte sein eigenes Bild erblickt und, es für einen Rivalen haltend, sofort den Kampf aufgenommen, im wüthenden Vordringen zwei der hochadeligen Schäfer über den Haufen gerannt und die anderen in die Flucht gejagt, so daß sie auseinanderstoben und sich hinter Stühlen und Tischen ver- schanzten. Der Bock aber wandte sich gegen einen zweiten Spiegel, auch diesen zerschellend, und endlich gegen eines der großen, mit mächtigen Spiegelscheiben versehenen Fenster des Parterresaales, durch dasselbe mit gewaltigem Sprunge hinaus in den schneebedeckten Park stürzend. Instinktiv folgte die ganze aus fünf- zig Köpfen bestehende Herde ihrem Leithammel, unaufhaltsam setzte ei- nes der Thiere nach dem andern hin- aus ins Freie und schließlich standen die geputzten und vom köstlichsten Par- füm duftenden Schäfer und Schäfe- rinnen allein im Saa..

Schreckensbleich scharren die Fest- theilnehmer dem unerwarteten und ungeahnten Vorgange zu, die seid- gekleideten Dämchen zitterten und bebten, und die Kavaliere wagten es nicht, der allgemeinen Flucht der Thiere Einhalt zu thun, aus Furcht, daß sie mit dem Fußboden Bekannt- schaft machen möchten. Als aber das letzte der Schafe auf so seltsame Weise den Saal verlassen hatte, da brach sich erst leise, dann unbezwingbar laut und immer lauter die unbän- digste Heiterkeit Bahn.

Der König aber reichte der Pom- padour die Hand und sagte: „Liebe Marquise, ich danke Ihnen für den unbeabsichtigten, aber prächtig gelun- genen Spaß. Aber wir wollen das nächste Mal doch wieder unsere höl- zernen Schäfchen hervorsuchen, die schonen wenigstens Ihre kostbaren Spiegel."

Eine Fahrt durch Guatemala.

Der Erdbebenschrecken. — Regen- und Trockenzeit. — Das gesellige Leben. — Friedliche Indianer. — Die Kaffee-Kultur. — Ueber die Kordilleren. — Im Lande Onkel Sams.

Die Hauptstadt der gleichnamigen Republik Guatamala liegt 4500 Fuß über dem Meeresspiegel und hat etwa 150,000 Einwohner, meist spanisch- indianischer Herkunft. Die Zügel der Regierung ruhen in den Händen des befähigten Präsidenten Dr. Manuel Estrada Cabrera, der bei seiner Amts- antritt das Land verschuldet vorfand und sich viel Mühe gibt, es in jeder Hinsicht zu heben. Sein Hauptziel ist die Hebung des Schulwesens und der Kinderpflege. Eins der schönsten Kin- derfeste ist von ihm gestiftet worden und wird im ganzen Lande als „Ri- nerdafest" gefeiert, wobei alle fremden Kolonien mitfeiern. Als seine Haupt- werke werden auch genannt: Die Inter- oceanische Bahn, mehrere Binnen-Ei- senbahnen und die Errichtung zahl- reicher wohlthätiger Anstalten.

In der Hauptstadt sind fast alle größeren Nationen durch Gesandt- schaften und Konsulate vertreten. Hier hat auch der Erzbischof von ganz Centralamerika seinen Sitz neben einer sehr schönen, im Renaissancestil aus Granit erbauten Kathedrale. In dem von einem Deutschen erbauten Theater gastiren alljährlich zur Trockenzeit italienische Opern- und spanische Dra- mengesellschaften. Ferner besitzt die Stadt eine Universität, Kriegsschule, Museum, Stiergefechtsarena, Pferde- rennplatz und u. a. ein sehr gutes Ho- tel, im Besitz eines Hamburger, der als Nestor der deutschen Kolonie sich hohen Ansehens erfreut.

Die Landes- und Umgangssprache ist in den Städten Spanisch, auf dem Lande Indianisch. Die meist nur von einer Familie bewohnten Häuser sind einstöckig u. in spanischem (sogenann- te marokkanischem) Stil gebaut. In der Mitte ist ein Thorweg, an beiden Seiten große Fenster mit zierlichen Gittern davor, hinter denen oft die schönen Donnas und Senoritas zu sehen sind. Der geräumige Hof, an den von allen vier Seiten die Wohn- und Schlafzimmer grenzen, die wie- derum durch eine rings herumlaufende offene Veranda verbunden sind, hat in seiner Mitte gewöhnlich ein immer- grünes Gärtchen mit Springbrunnen, in dessen Bassin sich Schildkröten und Reiher baden. Die Häuser sind, der häufigen Erdbeben wegen, meist, niedrig gebaut und trotzdem sprang ich mitunter Nachts aus dem Bett, wenn plötzlich die Fenster klirrten, Thüren klapperten und Gegenstände von den Wänden fielen. Dabei kam es vor, daß im Nu sämmtliche Zim- mernachbarn des Hotels, in dem ich wohnte, erschreckt vom Lager aufsprin- gen und nur nothdürftig bekleidet nach der Veranda stürzten, um in äußerster Gefahr auf den Hof hinabzuspringen. Aber da war es auch schon wieder vor- bei, und vom Schreck erholt, lachten Männlein und Weiblein über die ko- mische Situation in die sie unwill- kürlich versetzt wurden.

Das Klima in der Hauptstadt ist im ganzen gesund. Es gleicht im allge- meinen unserer warmen Juli-Witte- rung. Dagegen ist es an der Küste unerträglich heiß, fiebrig und unge- sund. Dem gelben Fieber erlag auch leider nach nur kurzem Aufenthalt in der Niederung mein Freund und Reise- begleiter aus der Heimath. Als Jah- reszeiten kennt man hier nur Regen- oder Winterzeit vom Mai bis Oktober, wo es fast täglich etwas regnet, und Sommer- oder Trockenzeit, vom November bis April. Die Sonne geht zu jeder Jahreszeit nach 5 Uhr Mor- gens auf und versinkt hinter den Ber- gen nach 6 Uhr Abends, nur ein Vier- telstündchen Dämmerung hinterlassend. Rosen, Veilchen, Kamelien, Nelken und andere exotische und inländische Blumen werden das ganze Jahr hin- durch im Gärtchen gepflückt. Orangen- und Citronenbäume blühen und tra- gen zugleich Früchte um jede Jahres- zeit.

Das gesellschaftliche Leben ist durch die verschiedenen Klubs angenehm. Es werden oft Picnic-Ausflüge nach den nahen, schönen Gebirgsschluchten und Cypressenwäldchen gemacht, wo es dann bei französischen Weinen sehr ge- mütlich zugeht.

Jede zweite Woche gibt eine der Ko- lonien in den eleganten Salons ihrer Klubs gutbesuchte Damenabende, und jeden zweiten Abend gibt sich das bes- sere Publikum ein Rendezvous im Park der „Plaza de Armas" (Ring), wo beim Licht der elektrischen Bogen- lampen eine 80 Mann starke, von ei- nem Berliner Kapellmeister gegründete Kapelle ein gutes Konzert gibt. Dort tummelt sich dann in dichten Reihen Jung und Alt in Palmengängen, oder man plaudert auf bequemen Bänken unter lauschigen, blühenden Kolonna- den, wobei man dem interessanten in- ternationalen Getriebe zuschaut. Mit- unter verläuft sich auch der weit vom Innern gekommene, nur mit einer Art Badehose bekleidete Indianer da- hin. Auch bezopfte Chinesen und Ne- ger sieht man dort in buntem Durch- einander mit den soeben aus europäi- schen angelangten modern gekleideten Damen und Herren.

Die Republik Guatemala wird von 1½ Millionen Menschen, meist India- nern, bewohnt und ist z. B. viermal so groß wie Belgien. Nur wenige Tausend Europäer leben hier. Der Indianer des südlichen Amerikas zeichnet sich vor dem kriegerischen Landsmann des Nordens durch seine Friedfertigkeit aus. Er baut Mais und betreibt sogar kleine Industrien, wie Töpferei, Seilerei, Schnitzerei und geringen Handel. Im Dorf Naguaiah wohnen ca. 10,000 halbkultivirte In- dianer, die aber außer ihrem „Padre" (Pfarrer) keinen Weißen oder selbst Mischling in ihrer Nähe dulden. Etwaige Vorüberreisende werden nach urindianischer Sitte gastfreundlich beherbergt, aber schon am frühen Morgen wird ihnen bedeutet, daß die Maulthiere bereits gesattelt wären und das Geleit auf sie warte! Damit soll etwaigen Gelüsten nach Ansiede- lung in ihrem Gebiete vorgebeugt wer- den. Alles Land, Vieh und die Ar- beiten werden untereinander gleichmä- ßig getheilt. Nur der Dorfälteste (Alkalde) hat zu befehlen, dem man aber auch blindlings gehorcht. Nie- mand ist dort arm oder reich, und nur der Altersunterschied wird hervorge- hoben. Ein ständiger Rath bei der Landesregierung in der Hauptstadt sorgt für Fühlung mit dem Präsiden- ten. Die Bevölkerung ist sittlich und sogar übertrieben höflich in ihren Re- densarten, aber stets verschlossen und mißtrauisch gegen die Weißen und selbst auch gegen die Mischlinge.

Von der Kultur noch unberührt ge- bliebene Stämme mit ihren alten, wilden Gebräuchen trifft man in ab- gelegenen Regionen der gebirgigen Ur- wälder an. Sie nomadisieren ebenso wie ihre nordischen Brüder und jagen mit Pfeil und Bogen, wagen sich aber selten in kultivierte Gegenden.

Der Hauptreichtum des Landes be- steht in Kaffee, dessen vorzügliche aro- matische Sorte die älteren aus Java und Ceylon bereits überflügelt hat. Daher sagt das deutsche Kaiserliche Gesundheitsamt in seinen Jahrbüch- ern, daß die Guatemala-Sorten zu den besten Produkten zählen, sowohl in Geschmack als auch in Aroma. Eine Million Centner werden alljährlich ex- portirt. Feinster Guatemala-Kaffee er- zielt fast den doppelten Preis wie z. B. der brasilianische Santos. Die größten und schönsten Plantagen be- finden sich in Händen von Hamburger Firmen.

Das Kaffeebäumchen ist 3—4 Meter hoch und hat rutenförmige Zweige mit großen, glänzenden Blättern. Die Blü- ten stehen kreuzförmig dicht am Zweig- lein, sind weiß und stark duftend. In der Niederung gedeiht kein Kaffee, und zwar der allzu großen Hitze wegen. Sein Klima beginnt erst bei 700 Fuß Höhe, und er wird am schwersten und kräftigsten in Höhen von 4—5000 Fuß. Die Anlagen befinden sich ge- wöhnlich auf einem ausgerodeten Stück Urwald, wo die Erde eine starke Humusschicht bildet. Schon nach drei Jahren beginnt das Bäumchen Früchte zu tragen.

Ein herrliches Bild gewährt die Plantage im Blühen. Gleich frischge- fallenem Schnee erglänzt dann die Ge- gend und erfüllt die Luft mit würzi- gem Geruch. Wir Europäer wurden dadurch angenehm an unsere Weih- nachten im Schnee erinnert. Die kirschartigen rothen Früchte werden um Weihnachten reif. Sie werden dann gesammelt und in Bassins mit flie- ßendem Wasser gereinigt. Danach wird das aufgequollene Fruchtfleisch (Pulpa) in Maschinen zerquetscht und entfernt. Der in der Pergamenthülse enthaltene, zweibohnige Kern wird nunmehr einer mehrstündigen Gärung unterzogen, hierauf in der Sonne ge- trocknet, dann wiederum durch Maschi- nen von der Hülse befreit, in Säcke ge- packt und mittels Maulesel oder Ochs- enkarren auf beschwerlichen Gebirgs- wegen zu Thal nach der Eisenbahn oder direkt zum Hafen befördert. Die besten Sorten gehen nach England, und Frankreich, die geringsten nach den Ver. Staaten von Amerika.

Nach dem Brennen zeigt die Bohne in der Mitte einen goldglänzenden Schnitt, zum Unterschied von der ost- indischen Java- und Ceylon-, sowie der gemeineren und billigeren brasilia- nischen Sorte, die im Schnitt schwarz aussieht.

Auf meiner Rückreise überstieg ich mit dem Maulthier die Kordillerren in einer Höhe von 8000 Fuß, wo wild- phantastisch geformte Felsengebilde in buntem Chaos mit einer überaus üp- pig wuchernden Flora die Blicke des Reisenden in immer neuer Bewunde- rung fesseln. Je tiefer es bergab ging, desto märchenhaft reizender gestalteten sich die Thäler und Schluchten, desto mächtiger wirkte das unvergleichlich schöne Naturbild einer Tropenwild- niß! — Und dennoch flogen meine Gedanken von den mich gleichsam zum Abschied grüßenden stolzen Palmen und Riesenfarmbäumen mit Sehnsucht zu dem heimathlichen, bescheidenen Tannenwäldchen und zum trauten Kirchlein, an dessen Seite die alte Linde mit ihrem Storchnest steht.

Von der Mitte des Landes aus führte mich die Eisenbahn meist durch undurchdringliche Urwälder nach dem atlantischen Hafen Puerto Barrios, von wo ich zunächst das Karaibische Meer durchfuhr, dann an Kap Yu- katan vorbei in den Golf von Mexico gelangte. Noch lange sah man die gigantischen Formen des schneebedeck- ten Pergriesen Mexicos, des Popoca- tepetl.

Nach achttägiger Meerfahrt erreich- ten wir den reißenden Mississippi- strom, an dessen Ufergestrüpp es von Sumpf- und Wasservögeln, sowie Al- ligatoren wimmelte, und beobachteten hier, wie französische Offiziere eines in Quarantäne stehenden Kriegsschif- fes eben mit reicher Beute von einer Jagd in den zahlreichen Kanälen heim- kehrten.

Nachdem wir auf der Quarantäne- Station gründlich desinfiziert wor- den waren, erreichten wir endlich die schöne kosmopolitische Stadt New Or- leans. Von da ging es im Pullman- Expreßzug in einer 50stündigen Fahrt an Baumwollplantagen vorbei, gen Norden nach New York. Sehr be- fremdend fiel mir nach zehnjährigem Aufenthalt in den Tropen die nordi- sche Vegetation und namentlich die April-Kälte auf, die mir nun gar nicht behagen mochte.

In der „Heiligen Stadt."

Von J. Fuhrmann.

Jerusalem, das wieder in den Vor- dergrund der Zeitereignisse tritt, liegt auf einem siebenhundertsechzig Meter hohen, wasserarmen Plateau — kein Wunder, daß die Cisterne, die durch die winterlichen Regenwasser gefüllt wird, das Kleinod, den Mittelpunkt jeden Wohnhauses der heiligen Stadt bildet. Der Hof mit seiner Cisterne ist auch der Hauptaufenthaltsort der Fa- milie, um ihn herum liegen die Wohn- zimmer, an der Mauer steigen außen die Treppen zu dem Obergeschoß und zum Kuppelbach dieser völlig aus Stein aufgeführten Gebäude. Auch die öffentlichen Gebäude, der Palast des Pascha von Jerusalem, die Aemter und die Klöster, die hier einen so gro- ßen Theil der Wohnhäuser ausmachen, sind nach demselben System gebaut.

Wir können uns davon am besten überzeugen bei der Rundsicht über ganz Jerusalem, die man von dem auf dem höchsten nördlichen Hügel der Stadt, dem Muristan, erbauten Thurm der deutschen Erlöserkirche ge- rieht. Sultan Abdul Aziz schenkte dem deutschen Kaiser Wilhelm I. die- ses Terrain anläßlich des Besuches des damaligen Kronprinzen, des nachma- ligen Kaisers Friedrich, und die evan- gelische Jerusalem-Stiftung erbaute darauf eine schöne Kirche im früh- gothischen Stil, die 1898 unter dem Beisein von Abgeordneten fast aller evangelischen Kirchen der Erde feier- lich eingeweiht wurde. Das Innere der Kirche ist nach allen Richtungen mit ziemlich feinmaschigen Netzen aus dün- nem Bindfaden verhangen — man versuchte dadurch die Akustik zu ver- bessern, die so hoffnungslos mißrathen ist, daß fast nicht gepredigt werden kann, weil die sich überall kreuzenden Schallwellen die Worte völlig unver- ständlich machen. Vom Thurm dieser Kirche auf dem Muristan sieht man in das Innere der Häuser und kann das Leben und Treiben der Bewohner in den Höfen und auf den Dächern be- obachten. Von hier aus bot sich uns ein Ueberblick über den ganzen Komplex der Grabeskirche mit dem Gewirr der Klostergebäude, in die sie völlig einge- baut ist, so daß nur ein kleiner Theil eine freie Fassade nach dem mäßig großen, hofartig von Mauern um- schlossenen Platz aufweist. Später, bei unserem Rundgang in der Gra- beskirche, bemerkten wir eine ganze Anzahl kleiner Treppen, die zu Thü- ren führten.

Diese Thüren stellen die Verbin- dung her mit den Klostergebäuden, die sich dicht an der Kirche angesiedelt haben. Da eine jede christliche Konfes- sion einen Theil der Kirche als Eigen- thum besitzt, sorgt sie für ihren Theil und hat ein Haus für die Wächter dieses Theiles an die Kirche gebaut. Kopten, syrische Jakobiten, Abessynier, Griechen, Lateiner, und von den bei- den letzteren Konfessionen sogar mehr- rere Mönchsorden umwohnen so diese heiligste Stelle der Christenheit. Vom Thurm der Erlöserkirche aus sahen wir die braunen Söhne Aegyptens und Abessyniens, langbärtige griechische Popen, Franziskaner in braunen, Do- minikaner in weißen Kutten in den Höfen ihrer diversen Klöster hantieren, die spärlichen Sträucher begießen, ihre Reitesel pflegen, auf dem Steinboden kauernd Gewänder ausbessern, oder lesend oder Rosenkranz betend, ihre religiösen Uebungen machen.

Zur Zeit Konstantin des Großen soll noch auf Golgatha ein Venustem- pel gestanden haben, den Kaiser Had- rian angeblich errichten ließ, um die Stelle, welche die Anhänger Christi als seine Grabstätte verehrten, unkenntlich zu machen und so der Vergessenheit zu überantworten. Nach der großen Zer- störung der Stadt im Jahre 70 war die Gegend durch mehr als ein hal- bes Jahrhundert völlig verlassen. Kon- stantin erst ließ Nachgrabungen ver- anstalten. Man fand eine einzelne Grabhöhle in einem Felsen. Die Tra- dition, die sich unter den Christen er- halten hat, bezeichnete dieses Grab als die Ruhestätte des Herrn, und der Kaiser ließ über demselben eine Kup- pelkirche erbauen. Aber dieser Bau wurde durch die persischen Eroberer im Jahre 614 zerstört. Der dann errichtete Neubau verbrannte im Jahre 969. Erst die Kreuzfahrer bauten wieder ein Heiligthum an dieser Stelle. Brand und Erdbeben und Zerstörung durch Menschenhand haben noch wie- derholt umgestaltend hier gewirkt, doch ist die Stelle, die als das Grab Christi bezeichnet wurde, nicht mehr ohne Kul- tusstätte geblieben. Um- und Anbau- ten sind im Laufe der Jahrhunderte hier entstanden und haben aus der Kirche des heiligen Grabes, wie sie heute besteht, ein konfuses, stil- und leider auch geschmackloses Bauwerk gemacht, das neben sehr wenigen edle- ren Details eine bedauerliche Menge höchst unkünstlerischen Krames, ja als Schmuck der Altäre und Kapellen Dinge von einem solch barbarischen Ungeschmack enthält, dessen sich jede Dorfkirche in Europa zu schämen hätte.

Es war am Gründonnerstag, der dieses Jahr den Lateinern gehörte, das heißt die ganze Grabeskirche, blieb für diesen Tag den römischen Katholiken für ihre Ceremonien reserviert, nur sie sollte Zutritt haben. Durch eine solche Eintheilung werden die Zu- sammenstöße der verschiedenen Konfes- sionen innerhalb der Kirche, die manch- mal sehr kriegerischer Natur sein sol- len, vermieden. Obwohl türkisches Militär den ganzen Platz vor der Kirche umstellt hatte und Ordnung hielt, herrschte doch ein lebensgefähr- liches Gedränge. Mehrere Tausend spanischer u. italienischer Pilger war- teten auf das Erscheinen des Patriar- chen von Jerusalem mit seinem Ge- folge. Vor der geschlossenen Thüre der Kirche aber stand ein langer, hage- rer Araber in dunklem Kaftan und weißem Turban, mit dem Schlüssel in der Hand. Eine Moslemin-Familie besitzt seit Jahrhunderten das Recht, die Schlüssel der Kirche zu verwahren.

Endlich erschien Monsignor Pieve mit seinem Stabe von Priestern und Klerikern in die kirchlichen Gewänder gehüllt. Die türkischen Truppen hielt- ten die Bahn frei, der arabische Pförtner öffnete das Thor und nach drängte alles auf dem Platz versammelte Volk. Dann versperrte der Araber die Thür von innen — wir waren mit ein paar Tausend Pilgern nun für volle fünf Stunden, die Dauer der Grün- donnerstagsceremonien, in der Kir- che eingeschlossen. Unter gar keiner Bedingung wird vor Beendigung der- selben dieser einzige, niedrige Zugang zur Kirche geöffnet.

Der Patriarch nahm an diesem Ta- ge die Fußwaschung an zwölf Männ- ern vor. Man hatte uns Plätze dicht hinter diesen „Aposteln" angewiesen, die alle in ihren schmutzigen Stiefeln, bestaubt und ungewaschen dasaßen. Die Kleriker des Patriarchen zogen ihnen erst die Fußbekleidung ab und der würdige alte Herr rutschte nun auf dem Steinboden von einem zum andern, wusch den vorgestreckten Fuß mit einem Schwamm ganz gründlich, trocknete ihn mit dem Tuch, das der Kleriker bereit hielt, während ein an- derer Wasserbecken und Schwamm weiter trug, und küßte hierauf den Fuß des Apostels. Nach Beendigung dieser Ceremonie wurden die Lamen- tationen gesungen. Wir aber erhoben uns, um unseren Rundgang durch die Grabeskirche anzutreten.

Gleich beim Eintritt in die Kirche bemerkt man auf dem Boden eine Marmorplatte; Leuchter stehen um sie her, Lampen hängen von der Decke darüber. Auf diesem Steine soll der Leichnam Christi gelegen haben, als ihn Nikodemus salbte. Daran vorbei betritt man einen kuppelüberwölbten Rundbau, in dessen Mitte sich eine Ka- pelle erhebt aus Marmor, in sehr bar- barischem Barock. Doch ist vom Stil überhaupt kaum etwas zu sehen, denn die ganze Kapelle ist über und über bedeckt und behängt mit Weihgeschen- ken der Pilger, mit zahllosen Ampeln aller Formen und aus allerlei Mate- rial, Silber, Bronze, Kupfer, Mes- sing, Porzellan, Glas; die ärmlichen Gaben in der Mehrzahl Amuletten. Herzer aus allerlei Material; Stein- und Papier-Heiligenbildchen, Ro- senkränze, gemachte Blumen, ein Sam- melsurium buntfarbigsten Trödels, wie es in jeder Wallfahrtskirche zu finden ist, dargebracht von der gläu- bigen Einfalt der Armen und Elen- den. Diese Kapelle ist das heilige Grab, die Stätte, durch welche die Kreuzfahrer aller Nationen wallfahr- ten, an die die Kirche ihre heiligsten Traditionen knüpft, die den irdischen Centralpunkt der Christenheit bildet.

Aber im Widerspruch mit dem Evangelium, das von dem neuen Fel- sengrabe im Garten erzählt, darin noch keiner gelegen, ist hier kein Felsen vor- handen. Die gemauerte Kapelle, die ganz den Charakter eines Grabmonu- mentes trägt, besteht aus zwei kleinen Räumen, einem Vorraum mit jenem Stein, auf welchem der Engel gesessen sein soll, als die drei Frauen am Ostermorgen dem Grabe nahten, und von dem aus er ihnen kündigte: „Er ist auferstanden!", und einem größeren Hauptraum, den man nur durch eine niedrige Oeffnung gelan- gend erreicht. Dort auf dem Felsen- morstein lag die Leiche. Byzanti- pellenräume hängen voll Lampen, Mo- denen eine Anzahl den Kopten; eine andere den Griechen, den Le- niern, den Kopten u. s. w. geh. R. die Rotunde der Grabkapelle fe- sich das Langschiff der Kirche, aus einem hohen Mittelschiff und zwei nie- drigeren Seitenschiffen bestehend. Das Mittelschiff haben die Griechen in Be- sitz. Sie haben Mauern zwischen den Pfeilern gezogen, so daß eine von al- len Seiten abgeschlossene Kirche in der Kirche entstand, und der ganze Bau dadurch völlig verunstaltet wurde.

Dieser Katholikon genannte Grie- chenbesitz ist innen und außen über und über mit Bildern bedeckt, mit sehr viel Gold und — wenig Geschmack ver- ziert und durch einen großen Thorbo- gen von der Grabrotunde aus zugäng- lich, neben welchem zwei besondere Sitze gestellt sind für den katholischen Patriarchen von Jerusalem und für den griechischen Patriarchen von An- tiochien. In der Mitte zwischen den beiden Stühlen ist auf dem Boden eine Art Schüssel, in ihr liegt eine mar- morne Kugel, die den Mittelpunkt der Welt bezeichnen soll.

Durch diesen griechischen Einbau sind die Seitenschiffe mit ihren zahl- reichen Kapellen fast völlig finster. Diese Kapellen sind den verschiedenen Momenten der Passionsgeschichte ge- weiht. Da ist eine Kapelle, die Stelle bezeichnend, an der Petrus dem Kriegsknecht Malchus das Ohr ab- hieb, eine andere, wo das blinde Auge des Longinus, als das Blut aus der Seitenwunde Christi es berührte, se- hend wurde. Dann die Stelle, wo die Kriegsknechte die Kleider Christi theilten und über seinen ungenähten Rock das Loos warfen, die Kapelle über der Stelle, da sie Jesum mit Dornen krönten und verspotteten, die Kapelle der Geißelung mit der Säule, an die sie ihn banden. In einer kel- lerartigen Vertiefung wird eine alte Zisterne gezeigt. In dieser soll die Kaiserin Helena das Kreuz Christi aufgefunden haben. Oberhalb dieser Grotte ist die Stelle, an welcher die Kaiserin saß, als man das Kreuz aushob, auch durch eine Kapelle be- zeichnet. Eine jede dieser Kapellen gehört einer anderen Konfession, die für ihre Erhaltung zu sorgen hätte. Aber Begriffe von in Stand halten sind hier offenbar durchwegs die orientalischen. Etwas gründlicher Vernachlässigtes, schlecht Erhaltenes, Schönheitsärmeres kann man kaum sehen, als dieses Centralheiligthum der ganzen Christenheit.

An der westlichen Seite vom Ein- gang, etwa dreißig Meter von der Grabkapelle entfernt, ist eine Treppe von fünfzehn Stufen. Sie führt zu drei, wie in einem oberen Stockwerk befindlichen Kapellen. Dies ist Golga- tha, der Ort, wo Christus gekreuzigt wurde. In der mittleren Kapelle wird die Stelle gezeigt, an der das Kreuz stand, eine mit silberner Fas- sung umgebene Oeffnung im Boden. Daneben ragt ein Stück Fels hervor, der einen Spalt zeigt — derselbe, der beim Tode Jesu entstanden sein soll: „und die Erde bebte und die Felsen zerrissen". Die Nebenkapelle ist den Schmerzen Maria geweiht, wo sie un- ter dem Kreuze stand, die andere be- zeichnet die Stelle, wo Christus ans Kreuz genagelt wurde.

So sind in diesem höchst kompli- zirten Bau alle Stätten, die mit der Passionsgeschichte in Verbindung ste- hen, zusammengefaßt unter demselben Dache. Und es ist ein bescheidenes Dach, jenes, das da alle einlädt, die mühselig und beladen sind, auf daß es sie erquicke. Die Anhöhe mit der Grabeskirche und ihrem Gebäudekom- plex liegt innerhalb der heutigen Mauern von Jerusalem, nur eine kurze Wegstrecke von der Antonius- burg entfernt, wo Pontius Pilatus wohnte. Archäologen und Historiker sind dabei geneigt, Golgatha auf einem Hügel außerhalb der heutigen Stadt, eine halbe Wegstunde vor dem Da- maskusthore, zu vermuthen. Gordon Pascha, der Held von Chartum, der einige Jahre in Jerusalem gelebt und sich viel mit der Frage der biblischen Oertlichkeiten beschäftigt hat, stimmte entschieden für jenen ferneren Hügel im Norden der Stadt. Die im ganzen türkischen Reiche betriebenen Ausgra- bungen werden auch über diese wissen- schaftliche Frage Licht verbreiten. Für den Gläubigern ist ihre Lösung von keiner Bedeutung. Und nach wie vor wer- den die Scharen der Anhänger zu dem Orte wallen, der seit fast zweitausend Jahren als die Stelle gilt, auf der die große Botschaft verkündet wurde: Er ist auferstanden, der gesagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.